

Zeitschrift: Brugger Neujahrsblätter
Herausgeber: Kulturgesellschaft des Bezirks Brugg
Band: 118 (2008)

Artikel: Vatergeschichten
Autor: Kalt, Robert
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-901122>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 09.02.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Robert Kalt

Vatergeschichten

Grüezi

«Sie, Ihne muess i en Gruess usrichte.» Fragend musterten die so Angesprochenen – oft wildfremde Menschen – meinen todernsten Vater: «Vo wem?» – «Vo mir!» – Befreiendes Lachen: «Danke!» – Kopfschütteln meiner Mutter, sie hatte es schon zu oft gehört.

Stalingrad

Ein diesiger Wintertag mitten im Krieg. Vater und ich werkelten im Garten bei unserem Haus in Lauffohr. Irgendetwas gab es da auch ausserhalb der Pflanzzeit immer zu tun, vielleicht haben wir blass die Kaninchen ausgemistet, so genau weiss ich das auch nicht mehr. Jedenfalls muss es Samstag gewesen sein, denn unter der Woche wäre der Vater in der Möbelfabrik an der Kehlmaschine gestanden und ich allein ganz sicher nicht im Garten.

Da öffnete die Mutter das Fenster und rief uns zu, wir sollten heraufkommen, am Radio sei eine wichtige Sondermeldung angesagt worden. Wir liessen alles liegen, zogen vor der Haustür die Dreckschuhe aus – die Mutter hatte beide gut erzogen! – und stürmten ins Wohnzimmer, wo aus dem Radio Musik erscholl. Der Vater musterte die an der Wand neben dem Radio angeheftete Russlandkarte mit dem mit Nadeln fixierten roten Wollfaden, der die Ostfront darstellte und sich in einer unregelmässigen Schlangenlinie von Norden nach Süden hinzog. Im Süden war östlich der Front mit rotem Farbstift um die Stadt Stalingrad herum ein Kreis gezeichnet. Diese Frontlage war ziemlich aktuell, denn Vater, der jede Nacht Radio Moskau auf Kurzwelle hörte, hatte sie erst ein paar Stunden zuvor auf den neuesten Stand gebracht. «Jetzt wird wohl den Schwaben, dieser verdammt Saubrut, endlich die Luft ausgegangen sein, und die Russen werden nun endlich den Kessel in Stalingrad eingebuchtet haben!»

Gespannt deutete er mit dem rechten Zeigfinger, dessen äussertes Glied durch einen Arbeitsunfall leicht verbogen war – mein Bruder Ueli war später der vollen Überzeugung, das müsse so sein, weil man mit einem solchen Zeigfinger die Zigarette besser halten könne – auf den roten Kreis bei Stalingrad. – Plötzlich setzte die Musik aus und die vertraute Stimme des Nachrichtensprechers meldete sich und bestätigte, was Vater eben hoffenderweise gemutmasst hatte. Generaloberst Paulus habe kapituliert. Es folgten Angaben über Uhrzeit, wie viele Wochen die Schlacht gedauert habe, und es war die Rede von einer geschätzten Anzahl von Toten, Verwundeten und Gefangenen. Auch wurde gemeldet, Paulus habe vom Führer keine Kapitulationserlaubnis erhalten, obwohl nach dem gescheiterten Entsatz überhaupt keine Mittel mehr für eine Weiterführung des Kampfes vorhanden gewesen wären. Trotzdem sei Paulus noch zum Generalfeldmarschall befördert worden.

Vater wusste viel über die Sowjetunion und viele Namen der führenden Männer waren ihm geläufig. Kunststück, denn – wie wir von der Mutter wussten, es waren nicht viel mehr als zehn Jahre her, da schwärmte er für den dort im Aufbau begriffenen Sozialismus, und hätte sich nicht die Mutter als damalige Braut dagegen aufgelehnt, er wäre drauf und dran gewesen, in das vermeintliche Arbeiterparadies auszuwandern. Aber nun lagen zeitlich die Stalinschen Schauprozesse dazwischen, und es war offenkundig, dass jenes nicht der Sozialismus war, der den Menschen gerecht sein konnte. Sozialismus ohne Demokratie, also ohne Teilung der Macht – das hatte er inzwischen gelernt – war eine Perversion seiner selbst.

Und trotzdem: Seine Augen leuchteten, wenn er nun von Woroschilow-Tanks und Stalinorgeln schwärmte und davon, dass jeder Füsel der roten Armee eben wisse, dass es nun darum gehe, eine Barbarisierung der Menschheit zu verhindern, damit eine bessere Welt entstehen könne. In seinem Überschwang strich er mit der Hand über meinen Kopf, nicht ohne mir zu prophezeien: «So Bub, nun gehts aufwärts!»

Die Furz- und Jubelfeierkompanie

Fünfeinhalb Jahre dauerte der Krieg. Für mich war es eine schöne Zeit, klar, es waren ja meine Jugendjahre, und fühlbar bedroht wa-

ren wir zu keiner Zeit. Wohl hörte man täglich von schrecklichen Dingen, aber die passierten weit weg und hatten keinen Bezug zur täglichen Realität eines fünf- bis elfjährigen Buben im unteren Aaretal. Eigenartig, auch diese schrecklichen Dinge, von denen ich hörte, gehörten zu meiner ungetrübten Jugendzeit.



Das junge Paar Robert und Emma Kalt-Ramseier mit Söhnchen Robert junior

Für mich war es denn auch ganz normal, dass in unserem Dorf eine Infanteriekompanie einquartiert war. Auf dem Schulweg sahen wir den Soldaten zu, wie sie mit Gewehr und aufgepflanztem Bajonett jeweils in zwei Reihen gegeneinander hüpfen und jeweils unter dem Ruf «Leiche abstreifen» mit dem einen Fuss in die Luft schlüggen. Auf dem Schulhausplatz hatten sie die Autos, Personen- und Lastwagen geparkt, was sich so wundervoll zum Versteckspielen eignete. Am Morgen konnte man in der Militärküche mit dem Milchkessel für Kakao und am Abend für Suppe anstehen. Und überhaupt veranstalteten die Soldaten immer wieder Feste, mal war es im Sommer ein Gartenfest auf dem Schulhausplatz und in den angrenzenden Baumgärten, mit allerlei Spielen, Sackgumpen, Glücksrad, Kasperlitheater, Schiessbude undsoweieter, im Herbst gab es einen Räbeliechtliumzug, wobei jedes Kind einen «Soldatenvater» erhielt, mit dem man anschliessend im Estrich der Schweinemästerei aus dessen Gamelle Suppe essen durfte. Diese Soldatenväter ersetzten uns die richtigen Väter, denn diese klopften ja auch irgendwo ihren Dienst. Ich empfand dies alles spannend, schön und vor allem ganz normal.

Mein Vater war zu der Zeit meist in einer Gotthardfestung, zwar durchaus nicht immer unter Tag, aber doch weit von jeglicher Zivilisation entfernt. Da gab es weder Bevölkerungskontakte noch Feste irgendwelcher Art. Im übrigen löste anscheinend der Begriff «Soldatenvater» ein gewisses Unbehagen aus. Nur damit es gesagt sei: Mein Soldatenvater hiess Krauer, war von Zürich-Höngg und entpuppte sich als Parteigänger meines Vaters. Die beiden haben sich bestens verstanden. Es war denn auch viel mehr dieses elende, nutzlose Verbanntsein, und das Wissen, dass die Mutter Mühe hatte, allein mit allem zurechtzukommen, und im Wissen, dass das Geld hinten und vorne nicht ausreichte, was seinen Gemütspegel dauernd um die Kollermarke herum pendeln liess.

Aber einmal hat's dann doch gekracht. Am ersten Tag anlässlich eines Urlaubs – am ersten Tag litt er wegen des Höhenunterschieds



Rekrut Kalt Robert

ohnehin jeweils unter Kopfschmerzen – war unverkennbar, dass es im Nachbarhause, wo der Hauptmann der einquartierten Füsilierkompanie sein Zimmer hatte, hoch und ziemlich laut und lustig zu und herging. Man konnte unschwer fühlen wie Vater innerlich kochte. Als man dann am nächsten Morgen in unserem Garten gleich bei der Tujahecke, welche die Nachbarsparzelle begrenzte, einen frisch-verdampften Kotzhaufen wie selbstbewusst ausgebreitet daliegen sah, war das Mass voll.

Leider kann ich mich nicht mehr genau an die Einzelheiten erinnern. Ich war weder Ohren- noch Augenzeuge. Aber anscheinend hat er den feinen Herrn Hauptmann samt Nachbarin ganz bös zusammengestaucht. Von erbärmlichen Kotzbuben und von einer Furz- und Jubelfeierkompanie muss die Rede gewesen sein.

Anscheinend hatte dieser Zwischenfall keine Folgen. Ich kann das durchaus nachvollziehen.

Schlagraum I

Wenn es sich richten liess, bewarb sich Vater im Winter jeweils auf der Gemeindekanzlei um einen Schlagraum, was bedeutete, dass in einem Waldteil, in dem die Ortsbürgergemeinde Holz geschlagen hatte, hinterher das restliche herumliegende Holz noch verwertet, aufgearbeitet und abtransportiert werden konnte. Das kostete meist nichts, man kam also auf diese Weise zu billigem Brennholz, und im übrigen machte es Vater und mir gehörig Spass, im frühen Frühling, wenn die Tage bereits länger wurden und sich da und dort die ersten Zeichen der erwachenden Natur bemerkbar machten, im Wald zu arbeiten.

Während der Kriegsjahre war der Bruggerberg mit militärischen, an eingegrabenen Pfosten und über seitlich angebrachten Isolierhaken geführten, blanken Telephondrähten durchzogen. Das musste wohl im Zusammenhang mit der Festung Rein gesehen werden, welche anscheinend die Aufgabe hatte, das Wasserschloss, das heisst die Talenge zwischen Siggenberg und Bruggerberg zu sichern, kurz bevor sich das Gelände nach Süden ausweitet und den Zugang ins Aare-, Reuss- und Limmattal öffnet.

Vater war für einige Wochen zu Hause, konnte seinem Beruf nachgehen, und so waren wir beide am Samstag im Holz. Wir wollten Stauden oder, wie man auch sagt, Büscheli, Bürdeli machen und stellten mit Schrecken fest, dass wir den Binddraht vergessen hatten. Und so behalfen wir uns eben mit dem Draht der Telefonleitungen. Dieser Draht war zwar etwas sperrig, aber es ging vortrefflich. – Erst viel später habe ich Vater an dieses frivole Verhalten erinnert und ihn gefragt, was er sich eigentlich dabei gedacht habe. «Frivoles Verhalten? – Die haben so viel dummes Zeug gemacht, dass ich mir auch mal etwas Ähnliches erlauben durfte.»

Brot Dessus

Die Familie Kalt war arm. Grossmutter war oft krank und hatte keine Krankenkasse, Grossvater, 1,58 m klein, war gelernter Schreiner, aber er fand nicht immer eine Anstellung. So ergab es sich, dass er sich mit kleineren Kundenarbeiten wirtschaftlich über Wasser zu halten versuchte. Sie wohnten mietweise im fast ältesten, baufälligen Haus von Lauffohr; «Müsegg» nannte man es durchwegs, und das sagt alles. Zwar war es vor der Helvetik einmal das Haus des bernischen Untervogtes gewesen, aber das war schon lange her, und gegen Ende der 1920er Jahre wurde es dann endlich abgebrochen. Von der Familie Kalt – Vater, Mutter, zwei Buben, zwei Mädchen – sprach man allgemein von Kaltlis. Auf der gesellschaftlichen Leiter standen sie auf der untersten Sprosse, genossen kaum Ansehen und litten dementsprechend unter der in einem Bauerndorf geltenden Hackordnung. So ist es nur folgerichtig, dass meinem Vater schon früh von verschiedenen Seiten mit Nachdruck klar gemacht wurde, dass aus ihm nie etwas Rechtes werden könne, wenigstens solle er doch versuchen, dass er nicht ins Zuchthaus komme.

Eines Tages – er mag wohl in der sechsten Klasse gewesen sein – eröffnete ihm sein Vater, er habe nicht für alle vier Kinder zu essen, und so habe er im Neuenburger Jura, in Brot-Dessus im Vallée des Ponts, bei einem Bauern einen Platz für ihn gefunden. Er müsse halt da etwas mithelfen, aber wenigstens habe er zu essen und könne französisch lernen, und überhaupt, arbeiten habe noch niemandem geschadet. – Bald darauf reisten sie zusammen ins Welschland.

Was ihn hier erwartete, muss hart gewesen sein. Eben: «Arbeiten hat noch keinem geschadet!» Für Schulaufgaben blieb keine Zeit, und unklar ist mir immer geblieben, ob er damals überhaupt zur Schule ging. Auf alle Fälle riss er nach ein paar Monaten, nachdem das Bahngeld zusammengespart war und mit beinahe schulterlangem Haar, wie man erzählt, aus und haute zu seiner Gotte nach Niederbipp ab. – Wer wird je ermessen können, welche Wunden dieser zwölfjährigen Seele beigebracht worden sind?



Kalts Eigenheim in Lauffohr (mit Mutter und Grossmutter)

Aber daheim ging es nicht, die Familie war arm, es fehlte am nötigsten. Und so kam er nach dem nahen Birr in – man darf es laut sagen – ein warmes Nest. Hier wurde er als Familienmitglied aufgenommen, er half zwar wohl in der Schlosserei und in der Landwirtschaft, aber sehr mit Mass, und erst nachdem die Schulaufgaben erledigt waren. Und der Birrer Lehrer nahm sich seiner an und förderte ihn. Der Kontakt zu dieser Familie wurde noch viele Jahre gepflegt, jedenfalls war es in meiner eigenen Jugend noch lange Jahre Brauch, dass wir in Birr jeweils Kirschen pflückten. Was jedoch den Jüngling damals aber wirklich freute, war, dass er jeweils am Monatsende zwanzig Franken erhielt, was für ihn noch am selben Abend einen Fussmarsch über den Tannhübel, Hausen, Brugg nach Lauffohr und zurück bedeutete. Denn er war begierig darauf, seinen Leuten die zwanzig Franken heimzubringen.

Und ebenso muss er begierig gewesen sein, zu einem vorzüglichen Berufsmann zu werden, um all jene Lügen zu strafen, die ihm im Dorf halbwegs prophezeit haben, aus ihm würde ohnehin ein Zuchthäusler. Bei der Firma Märki absolvierte er eine Schreinerlehre und übte seine Handwerkskunst im Verlaufe seines Lebens in verschiedenen Unternehmungen der Umgebung aus. Die Stempel und Markierungen auf den Werkzeugen in seiner Hobbywerkstatt liessen jedenfalls erkennen, wo er überall gearbeitet hatte. Vater ein Dieb? Aber bitte, es gibt doch deren weitaus grössere. Sicher waren das doch unglückliche Versehen. Jedenfalls würde das für das Zuchthaus nie ausreichen!

Für uns alle, die Armut nie kennengelernt haben, muss jedoch nachvollziehbar sein, dass es das sehnlichste Bedürfnis eines Armen ist, dass Armut aus der Welt geschafft werden muss. In den 1920er Jahren bot sich im Marxismus eine Hoffnung an, dies zu erreichen. Zwar war die Basis seiner Anhänger sehr vorsichtig, diesen Weg tatsächlich auch zu gehen. Das wird bewusst, wenn man die Geschichte des Landesstreiks von 1918 studiert. Man suchte einen Kompromissweg, der anfänglich überhaupt nicht klar war. Dabei – und das verdient aus heutiger Sicht hohe Anerkennung – bauten die Freisinnigen mit der Einführung der Proporzwahl des Nationalrates 1919 die massgebliche Brücke für eine äusserst produktive Entwicklung. In dieser Zeit hat sich Vater im Rahmen seiner Mitgliedschaft bei der SP politisch entwickelt. Daneben war er Gewerkschaftsmitglied und spielte in der Arbeitermusik den Es-Bass. Er wusste also, wohin er gehörte.

Vater hatte rhetorisches Talent. Wenn er sprach, hörte alles zu. Erst viel, viel später merkte ich, wie viele stereotype Schlagworte, die einfach zum Partei-«Slang» gehörten, seine Reden ausfüllten. Aber was soll's! Es störte offenbar niemanden. Also gehörte das offensichtlich zu dieser Zeit.

Bald einmal war er SP-Parteipräsident in Lauffohr, und er blieb es zwanzig Jahre lang. Als solcher war er jeweils an den Präsidentenkonferenzen, meist im «Affenkasten» in Aarau dabei. Mich nahm er oft mit. Erst hintennach wurde mir bewusst, dass es sich bei all den Männern, die ich damals zu Gesicht bekam, um die führenden Sozialdemokraten des Kantons gehandelt hatte. Aber eigentlich erinnere ich mich bloss noch an den alten Dr. Arthur Schmid, Natio-

nalrat und Chefredaktor des «Freien Aargauers». Er hatte kurz geschnittenes Haar und machte, wie ich dessen erst später gewahr wurde, einen ziemlich puritanischen Eindruck auf mich. Aber auch an Maidemonstrationen nahm mich Vater mit, an Strassenumzüge also mit roten Fahnen, vielen Reden und Orangen, die an Kinder verteilt wurden.

Wahrheit ist, was Spass macht

Die Rekrutenschule hat Vater selbstverständlich auch absolviert, bei der Artillerie am Monte Ceneri im Tessin. Lange Zeit hing zu Hause in der einen Mansarde ein gerahmtes Erinnerungsfoto, er, Kanonier Kalt Robert, in Uniform an einem kleinen Tischchen stehend. Darüber stand: «Einer für alle, alle für einen, Erinnerung an die Rekrutenschule», und darunter war noch eine Verzierung mit Schweißkreuz, Alpenrosen und Enzianen. Solches habe ich auch bei verschiedenen Onkeln, so auch bei Onkel Otto, dem jüngeren Bruder meines Vaters, angetroffen.

Mit Fug und Recht könnte ich behaupten, dass es gerade seine Erzählungen über die Rekrutenschule waren, die in meiner damaligen Bubenseele die Überzeugung wachsen liess, dass Vater der Grösste sei. Und es waren viele Erzählungen. Sie alle legten Zeugnis ab von seinem nie enden wollenden Heldentum. Mal war es eine Begebenheit, als er und ein paar Dienstkollegen einem Kapuziner das Käppi vom Kopf nahmen und zum Zugfenster hinauswarfen, ein andermal war es sein erfolgreiches Eintreten für einen zu Unrecht gemassregelten Kameraden. Aber alle Geschichten waren auf eine Weise fantasievoll ausgestaltet, so dass im Laufe der Jahre Zweifel aufkommen mussten, ob sich das Erzählte auch wirklich so abgespielt haben könnte.

Überhaupt mussten (oder durften) mein Bruder und ich sehr viel später erkennen, dass wir einen Vater hatten, der oft nicht genau unterscheiden konnte zwischen Wahrheit und momentanem Unterhaltungswert all seiner Erzählungen. Aber was soll's? Beeindruckt hat er mich allemal.

Eine Geschichte aber möchte ich nicht verschweigen. Sie hatte damals eindeutig internationale Bedeutung. Man war im Ausgang.

Eine Gruppe von Artillerierekruten vom Monte Ceneri tummelte sich in Locarno. Einer kannte einen Einheimischen, der sie zu einer Spritzfahrt in sein Fischerboot einlud. Sie fuhren nach der italienischen Enklave Campione und gingen mir nichts dir nichts in Uniform an Land. Aber es dauerte nicht lange, bis ein Trupp bewaffneter Carabinieri auf sie zukam. Sie wurden verhaftet und für ein paar Tage eingesperrt. Er wisse nun eben, wie es in Mussolinis Gefängnissen aussehe, war die süffisante Nebenbemerkung meines Vaters, und bei den anschliessenden Vernehmungen habe er sich bezüglich seiner sozialistischen Betätigungen standhaft ausgeschwiegen. – Und so blieben sie denn so lange in Mussolinis Gefängnis bis sie durch den eidgenössischen Gesandten in Rom herausgehauen wurden.

Schafseckel

Aber irgendeinmal musste das omnipotente Vaterbild eine Beule bekommen. Vater hatte bei der Ortsbürgergemeinde ein Klafter Brennholz gekauft. Das musste zur weiteren Bearbeitung heimgeführt werden. Er stellte hierfür seinen alten Schulkollegen Köbi Müller, einen Bauern, an. Der fuhr mit Fuhrwerk und zwei Pferden, der blonden Haflingerstute Lisi und Fons, einem grossen kohlrabenschwarzen Wallach, vor. Unser Holz wartete derweil am schrägen Steilweg an einer Stelle, wo es unmöglich war, das Fuhrwerk umzukehren, um in der anderen Richtung zurückfahren zu können. Köbi entschloss sich daher, die Pferde hinten am Wagen festzumachen. Er führte die Pferde den Berg hoch, während Vater hinten an der Deichsel steuerte. Unterwegs aber standen weitere Holzstösse, an denen wir vorbeigelangen mussten. Und so geschah es, dass eine kleine Unachtsamkeit oder die fehlende Routine meines Vaters dazu führte, dass wir mit dem Wagen einen Ster Buchenholz rammten, worauf die Spälen den Hang hinunterglitten.

Und plötzlich kam's von vorn: «Schafseckel!» – Das war massiv – auch unter Bauern und Arbeitern. Selbstredend erwartete ich eine angemessene Reaktion meines Vaters! Aber was tat der? Er entschuldigte sich! Aber nochmals: «Schafseckel!» Und Vater kroch: «Ja, dir wäre das nicht passiert!» – Es war so peinlich: Mein Vater kroch vor dem, der ihn einen Schafseckel tituliert hatte!

Majdanek

Sommer 1945, der Krieg war vorbei. Grosse Länder lagen unter Schutt, Elend da, Hunger dort. In den Köpfen der Menschen auf der ganzen Welt begann das grosse Wundenlecken, man war allenthalben dabei, sich neu zu orientieren. So auch die Kommunisten in der Schweiz. An einem Samstagnachmittag kam der Lokomotivführer Meier. Er war auch so einer.

Zwar mag ich mich noch sehr gut erinnern, wie er und Vater in der Vergangenheit politisiert hatten. Sie hatten sich miteinander über die Theorien von Marx und Engels unterhalten und darob jeweils ganz rote Köpfe bekommen. Wir besuchten die Meiers auch ein paar Mal im Maiacher in Brugg, wo sie ein Häuschen mit einem grossen Kaninchenstall hatten, welcher hinter einer riesigen Topinamburpflanzung versteckt war. Seit damals weiss ich eben, dass es diese Pflanze gibt und dass sie süsse Knollen hat, welche die Kaninchen gerne fressen.

Also, Lokomotivführer Meier kam zu Vater und übergab ihm ein Traktätschen der Partei der Arbeit (PdA) über die Grausamkeiten der Nazis im Konzentrationslager Majdanek. So weit ich damals verstand, ging es darum, klar zu machen, dass die antifaschistisch Gesinnten – gemeint waren die kommunistischen Werktätigen in aller Welt – in ihrem Kampf für Frieden und Freiheit eben genau solch unmenschliches Tun gar nicht erst aufkommen lassen wollten.

Vater bekam alle Anzeichen einer kolossalen Adrenalinausschüttung: «Oberfaule Propaganda! Ausgerechnet ihr, ihr seid genau dieselbe unmenschliche Brut und Landesverräter wie die Nazis! Nach diesen Jahren Stalinscher Schreckensherrschaft getraust du dich, bei mir mit den bekannten Sprüchen für die Kommunisten zu werben. Über Sozialismus kann man mit mir reden, da ist viel Wahres dran, das gibt Hoffnung, nicht aber über die Abschaffung der liberalen Demokratie. Also hau ab, und komm nie wieder!»

Das war, wie mir viel später bewusst wurde, eine Manifestation des Bruchs der Sozialdemokraten mit den Kommunisten. Eigentlich war 1945 historisch gesehen etwas spät dafür. Aber eindrücklich war's – und für mich prägend.

Sonntagsspaziergänge

Sonntagsspaziergänge fanden erst am Nachmittag statt, denn am Vormittag war Mutter meist in der Kirche und Vater pflegte seine Kaninchen, betrachtete jedes einzelne Tier, beurteilte nach Stammblatt Rücken, Becken, Hinterläufe und zupfte dem einen oder andern da und dort Haare aus, die nicht dem Standard entsprachen.

Übrigens muss man wissen, dass er sich in seiner Kaninchenzucht auf «Schwarzloch» spezialisiert hatte, deren besonderes Rassenmerkmal das farblich zweigeteilte Fell ist, oben schwarz und am Bauch gelbbeige. Und er durfte sich auf seine Zuchtkunst wirklich etwas einbilden, hatte er doch unlängst bei einer Prämierung den ersten Rang mit 95,5 Punkten erreicht, eine Ehre, die sich in Fachkreisen gross herumgesprochen hatte. Den Silberpokal, den er dadurch gewann, kann man sogar im Fotoalbum der Familie auf Abbildungen der Gäste, die anlässlich der Taufe meines Bruders dabei waren, wiedererkennen – offenbar war er es wert, bei dieser Gelegenheit mitverewigt zu werden – und greifbar stand er noch, solange Mutter lebte, in der Glasvitrine ihrer Stube.

Ein besonderes Merkmal der Sonntagsspaziergänge waren auch die Sonntagskleider. Diese unterschieden sich deutlich von den Werktagskleidern, waren nicht geflickt, und wurden erst zu Werktagskleidern, wenn sie schon ziemlich abgetragen waren. Ob es sich nun um Schuhe, Hosen oder Pullover handelte, sämtliche Kleider hatten immer dieselbe Wertordnung zu durchlaufen: erst hatten sie den Status Sonntagskleider und erst hinterher den Status Werktagskleider.

Eigentlich wäre man geneigt, anzunehmen, man hätte sich bei der Wahl der Kleider doch auch ein wenig nach den jeweiligen Tätigkeiten gerichtet. Aber genau das war ausgeschlossen: Zum Sonntag gehörten die Sonntagskleider und zum Werktag die Werktagskleider – basta!

Solcherart geschniegelt im Sonntagsstaat drehten wir alsdann jeweils unsere Runden. In der Mehrzahl der Fälle besuchten wir die Familie von Tante Elsa. Sie war Vaters ältere Schwester. Dazu gehörte dann auch noch Onkel Walter. Er arbeitete in der Zwirnerei Stroppel in Untersiggenthal. Aber von ihm hatten wir eigentlich jeweils nicht viel: Er besuchte entweder den Fussballmatch in Turgi, oder er führte als örtlicher ZOKU-Krankenkassen-Kassier anlässlich unseres Besuches jeweils die Buchhaltung nach. Erst viel später

ist mir das Fehlen einer Rechenmaschine aufgefallen: Ich glaube, Onkel Walter pflegte sich sonntags in endlosen Additionsübungen vom Alltagsfrust zu erholen.



Das alternde Paar Robert und Emma Kalt-Ramseier an einem Familienfest

Die Beiden hatten auch zwei Töchter, Elsbeth, ein Jahr älter, und Rosmarie, ein Jahr jünger als ich. Durch unsere intensiven, auch gegenseitigen Sonntagsbesuche wuchs ich eigentlich ziemlich eng mit meinen Cousinen auf. Sie wohnten in einem firmeneigenen Mehrfamilienhaus – «Kosthaus» wäre kein zutreffender Begriff, denn das Haus war gepflegt und keinesfalls ärmlich wie ein «Kosthaus». Ein Strassendamm und ein Waldsaum trennte es vom Unterwasserkanal der Fabrik, es folgte eine bewaldete Insel, und dann kam die Aare, und jenseits derselben lag unser Dorf Lauffohr am Hang, worauf die Kirche Rein thronte. Eigentlich war es in ihrer Wohnung immer ein wenig dunkel, aber das Rauschen der Aare und besonders das Quaken der Frösche an Sommerabenden vermittelte ein Gefühl von Geborgenheit. Auch die Stubenuhr mit ihrem viertelstündlichen Big-Ben-Getön wirkte auf ihre Art gemütlich: ein Arbeiterheim, in dem man sich wohl fühlen musste.

Aber oft waren wir mit Tante Elsa und den Cousinen zusammen im Wald. Da spielten wir alle zusammen Fangis und Versteckis und Vater blühte jeweils auf, wenn er wie ein übermütiges Reh mit uns Kindern herumtollte. Diese Spiele waren wirkliche Highlights unserer Jugend. Man hätte gar nicht daran denken wollen, dass er sich in jener Zeit täglich seine Packung «Parisienne gelb» in die Lunge inhalierte. Auch Elsbeth, die heute Überlebende der beiden Cousinen, kommt immer wieder darauf zurück.

Ein besonderer Zeitgeist

Bei Vater gab es bezüglich der Wahl der Sonntagskleider eine Variante. Neue Kleider bedeuteten für ihn jene Kleider, die dem Prokurensten der Möbelfabrik einige Zeit als Alltagsbekleidung gedient hatten. Das arrangierte die Mutter, die in dessen Familie als Putzfrau engagiert war, mit der Prokurenstenfrau so. Und man vereinbarte, es niemandem zu sagen. Meine Eltern waren froh über dieses Privileg, denn mit einem Stundenlohn von einem Franken fünfundvierzig, den mein Vater für seine Arbeit an der Kehlmaschine in der Möbelfabrik erhielt, konnte man weiss Gott auch damals nicht weit rennen. Aber was sollte man tun?

Vater war Schreiner. Und als er gegen Ende der 1930er Jahre in dieser Möbelmanufaktur unterkam, war er heilfroh, denn ein Job bei ihr galt damals als die grösste Sicherheit in seinem Gewerbe. Andererseits muss angefügt werden, dass es sich bei dieser Firma um jene handelte, deren Patron meinen Vater vor die Wahl stellte, das anlässlich der Parlamentswahlen gewonnene Grossratsmandat anzunehmen und gleichzeitig den Arbeitsplatz in der Firma zu verlieren oder auf das Mandat zu verzichten und die Stelle zu behalten. – So war das!

Übrigens gibt es diese Möbelmanufaktur längst nicht mehr. Aber wo eine zeitlang angeschrieben stand: «Königreichssaal der Zeugen Jehovas» – dieser Bezug hatte mit der früheren Besitzerfamilie eigentlich nichts zu tun – da war früher die Möbelfabrik, welche sozialdemokratischen Abgeordneten ihr Parlamentsmandat abzuwürgen pflegte, ihnen jedoch gleichzeitig das Privileg erteilte, die Kleider des Prokurensten auszutragen.

Schlagraum II

Ich ging schon das zweite Jahr in die Bezirksschule. Übrigens war das mein Karl-May-Alter. Wir hatten wieder einmal von der Gemeinde einen Schlagraum erhalten, aber diesmal nicht auf dem Bruggerberg, sondern, als besonderer Reiz, in der Burghalde bei Mönthal. Der Arbeitsbeginn verzögerte sich, und es wurde April oder gar Mai, als wir begannen, frühmorgens an arbeitsfreien Tagen per Velo über das Hasel, Remigen, in Richtung Mönthal und kurz vor der Abzweigung Überthal rechts hoch zur Burghalde zu fahren, um dort unseren Holzerarbeiten zu frönen. Vater war schon fast der Ansicht, wir schafften es nicht mehr; doch brach er im Geschäft eine Rippe, so dass es, verbunden mit etwas Schmerzen, unvermittelt Zeit gab.

Die Tage waren schon bedeutend länger als die Nacht. Besonders die Morgenstimmungen sind in Erinnerung geblieben: Der Zugang zur Burghalde war ein Feldweg. Wir fuhren mit den Velos über ein offenes, leicht ansteigendes Feld dem nahen Wald entgegen. Zwar ruhte das vor uns liegende Tälchen noch in sich selbst. Aber es war am Aufwachen. Ein undifferenziertes Vogelgezwitscher, das vom Wald her kam, deutete dies an. Auch der trillernde Aufstieg einer Lerche über dem Feld war Zeichen des neuen Tages. Sonst war es noch still. Auch das feine Geräusch des Mönthal-Baches, verursacht durch kleine Strömungsturbulenzen, die im Schilf entstanden, liessen wir hinter uns. Ein feiner gräulicher Dunst lag über Feld und Wald, aber das Licht am rückwärtigen Horizont in Richtung Siggenberg kündete den nahen Sonnenaufgang an.

Weiter hinten an einer Biegung des Waldweges, in Nähe des Waldrandes, war unser Arbeitsplatz. Wir hatten an den Vortagen an der Halde mit der Handsäge das grobe, dicke Holz in Form von Meterstücken herausgeschnitten. Es galt nun, diese Stücke einzusammeln und unten am Waldweg aufzuschichten, während das verbleibende Astholz auch am Weg zu Haufen geschleppt werden musste, damit es hinterher mittels des Staudenbocks zu meterlangen Stauden gebunden werden konnte.

Je länger wir in dieser Stille vor uns hinarbeiteten, desto höher stieg die Sonne und desto wärmer wurde es. Es roch nach verrottetem Buchenlaub und Erde, allenthalben ertönte Vogelgezwitscher,

sogar ein Kuckucksruf kam hie und da aus der Ferne. Körperliche Arbeit – so sie nicht langweilig war – habe ich schon als Bub in angenehmer Erinnerung. Sie war immer mit einer wohligen Wärme verbunden, die durch den ganzen Körper ging.

Die Zeit zerrann. Bald ging es gegen Mittag. Vater hatte seine Militärgamelle, Hörnli, Salz, Wurst und Wasser mitgenommen, damit wir an einem Feuer richtig kochen konnten. Zwar fehlte das Beisteck. Aber mit Sackmesser und Astgabeln konnte man diesen Mangel beheben.

Teemöckengespräche

Und hier habe ich nun ein paar Erzählprobleme. Zum einen muss ich pauschalisieren. Denn es waren viele solcher Gespräche, und es gab im Verlaufe der Jahre – auch über meine Jugend hinaus – Gespräche an allen möglichen Orten und mit unterschiedlichen Konsumationen. Doch weil sie alle dieselben Inhalte hatten, haftete ihnen allen der vertraute Pfefferminzgeruch an. Zum andern, und dies besonders seit Vater tot ist, bereitet es mir Mühe, zwischen ihm und mir eine genaue Meinungsgrenze ziehen zu können.

Vage kann ich nur sagen, dass wir in politischen Dingen eigentlich nie wesentlich auseinanderlagen, obwohl ich mich sehr mit dem historischen Liberalismus auseinandergesetzt und mich eigentlich zum Linksliberalen gemausert habe. Nur eben: Es war die Zeit, in der sich herausschälte, dass Marxismus – bei allem Respekt für diesen im Grunde genommen redlichen Lösungsversuch – halt doch ein Irrtum war. Auch Vater wandte sich im Laufe der Zeit davon ab. Allerdings muss hier betont werden: Es darf kein Proletariatselend mehr geben!

Im Bereich religiöser Anschauungen war es etwas anders. Mein früher Versuch, auf die offizielle Schiene der «Amtskirche» einzuschwenken, geriet zur Katastrophe, und es brauchte Jahrzehnte differenzierten Forschens bis ich respektvoll, um nicht zu sagen stauend, zu Vaters intuitiv geäusserten Inhalten zurückkehren durfte. Er, der Ungebildete, Zerrissene, nur auf sich selbst Gestellte, der stets ausserhalb stand, verdiente den Titel «Salz der Erde» wahrlich

besser als die ganze Spiessergesellschaft heiliger und scheinheiliger Brüder und Schwestern im Herrn. Vater wurde getragen von einem unbändigen Gefühl der Lebensbegeisterung.

Nur muss ich eben auch bedenken, dass er zu der Zeit, als er mich nachhaltig prägte, mehr als vierzig Jahre jünger war als ich jetzt. Es ist daher verständlich, dass ich heute nicht mehr in der Lage sein kann, seine damaligen Gefühlseskapaden voll nachzuvollziehen. Ein Beispiel: Unter den vielen Hobbies, die er betrieb, war auch das Musizieren. In der Musikgesellschaft blies er den Es-Bass. Da konnte er sich ausleben. Und noch lange erzählte er von seinem Solistenauftritt in der Brugger Stadtkirche, wobei er stets die Gebärde des Instrumentenhaltens mit der laut gesungenen Tonfolge seines damaligen Bass-Solos zum Besten gab. Überhaupt hatte es ihm das Gewaltige angetan. Mit spielerischen, feinen Tönen eines Mozart konnte er nicht allzuviel anfangen; da war das monströse Getöse eines Wagner schon eher seine Sache.

Diese Grundstimmung war denn auch stets das Fundament seines Nachdenkens, seiner Überzeugungen. Auch wenn die Realitäten noch so düster waren, die Erlösung kam immer durch einen Glauben an eine geheimnisvolle, nicht definierbare, wohl eher abstrakte Grösse, die sich in allem was sich in dieser Welt manifestierte, versteckt hielt, und die es wert war, stets von neuem in Begeisterung auszubrechen. Später verflachten die euphorischen Spitzen allerdings.

Ich habe es erwähnt, sein Schulsack war schmal. In Verbindung mit seiner Begeisterungsfähigkeit führte dies dazu, dass sein stetes Nachdenken eine Art naturwissenschaftliche Spekulation war. Ausdruck für das, was er nicht wusste (wer weiss wirklich viel?), war ganz einfach die Summe aller Naturgesetze, die schon irgendwer im Detail verstand. Denn wozu gibt es denn sonst Universitäten? Die müssen doch Bescheid wissen über das sinnvolle Spiel von Kausalitäten, die uns in ihrem Zusammenwirken die Einheit des Universums zu demonstrieren im Stande sind. Und das, was dahinter oder darin stecken möchte, war zu keiner Zeit personifiziert, eher war es überhaupt nicht existent, und doch musste es da sein. Ich fragte mich oft, ob ein solches Verständnis nicht ganz und gar der alttestamentlichen Forderung entsprach, wonach man sich kein Bild Gottes machen sollte.

Für Vater gab es keine Brüche. Die Kirche nahm er nicht in Anspruch. Er liess Pfarrer Pfarrer sein. Was solls? Er hatte seine «Naturgesetze», die ihm die Einheit des Universums demonstrierten. Daraus leitete er als Krönung seiner spekulativen Erkenntnisse die Überzeugung ab, die er eine Zeitlang immer und immer wieder verkündete: «Und wenn nur ein einziger Wassertropfen in der Welt fehlen würde, so könnte diese Maschine letztlich nicht funktionieren.» Und eigentlich sei es eine Selbstverständlichkeit, allem, was auf dem Welttransportband – ein Lieblingterminus – kommt und geht, liebevoll zu begegnen: allen Leuten, aber auch den Krähen, welche sich auf dem Dachfirst um das den Hühnern geklaute Futter streiten und allen anderen Tieren, und den Pflanzen, den Gräsern, den Buchen und Tannen; denn alle seien unsere Kollegen. Es ist schon so lange her, vielleicht hat er tatsächlich «Genossen» gesagt.

Ja, davon erzählte er mir, als ich ein Bub war. Und weil sein Wissen mit seinem unfehlbaren Lebensgefühl nicht Schritt halten konnte, ergab es sich, dass er hin und wieder Begriffe erfand, deren Bedeutung nur er verstand, und worüber meine Mutter stets unter Schneiden einer speziellen Grimasse den Kopf zu schütteln pflegte. Beispielsweise sagte er nie «Pfarrer», sondern «Gallach». Das musste von «Wallach», einem kastrierten Hengst, abgeleitet sein. Also war für ihn ein Pfarrer mit all seiner unverständlich konstruierten Dogmatik so etwas wie ein Kunstprodukt, welches er – weil nicht naturauthentisch – überhaupt nicht zu beachten gehalten war. Ein Gallach war für ihn etwas völlig Überflüssiges und daher weit weniger wert als beispielsweise eine Krähe auf dem Dachfirst. Im besten Fall mochte er einen solchen noch als mehr oder weniger eifrigen Secondhand-Verkäufer in Sachen Nächstenliebe akzeptieren.

Dabei muss redlicherweise erwähnt werden, dass Vater jeweils nach seelischen Verletzungen, die er erfahren musste, im Schmerz sich durchaus nicht an seine Ethik zu erinnern pflegte, sondern vielmehr emotional ziemlich bodenständig ausrasten oder sich ganz und gar hinterhältig benehmen konnte. Als er über achtzigjährig noch fast täglich von seinem Welttransportband redete, legte er sich darauf fest, dem jungen Nachbarn mit allerlei fiesen Mitteln dessen Neubau eines Kaffeehauses zu erschweren. Als wir Söhne ihn zurechtweisen mussten, kam heraus, dass der Grossvater des besagten

Bauherrn ihn vor mehr als sechzig Jahren in seiner Schreinerlehre schikaniert hatte.

So wie wir dies heute beurteilen können, war die Schikaniererei vor nunmehr siebzig oder vor zehn Jahren nichts anderes als ein Gerangel um die zweitunterste Sprosse auf der sozialen Leiter unseres Dorfes. Da konnte man beileibe nicht von einer flüchtigen Verstimung reden, das musste ein uralter Dauerschmerz gewesen sein, der ihn ein Leben lang begleitete. Auf die Frage, wie sich solches denn mit seinen sonstigen Lebensanschauungen vertragen würde, war die kleinlaute Antwort: «Jeder stinkt beim Scheissen – auch ich!» – Und ich musste an einen Ausspruch denken, den Luther gemacht haben soll: «Sündiget tapfer!» – Luther muss Humor gehabt haben.

Zwar betete Mutter mit uns Buben vor dem Schlafengehen. Aber Vater war eigentlich nie dabei. Denn für ihn war das Wissen darüber, dass wir von der Natur gelebt werden, Gebet genug. Und Bestellungen aufzugeben, das widerte ihn an.

Überhaupt vermochte er sich mit diesem monarchistischen Jerusalem-Halleluja-Zirkus, den die Kirche stets betrieb, nicht anzufreunden. Denn schliesslich war er Republikaner, Demokrat und Sozialist und lebte weder in Bethlehem noch in Jerusalem, sondern mitten im Wasserschloss in der Schweiz, und hier hatte er alle Hände voll zu tun.

Die Wertung dieser Teemöckengespräche: Mein Vater war – ohne es zu wissen – so etwas wie ein Mystiker, ein etwas unsteter zwar, bei dem Theorie und Praxis meist riesig auseinander klafften, und einer mit einem gehörigen Schuss an gefühlsmässigem Überschwang. Ich bin heute der Meinung, dass Glück, welches aus einer mystischen Haltung kommt, sich ruhig etwas bescheidener manifestieren dürfte. Aber zweifellos musste solch bombastisches Drum und Dran auf mich Buben gewaltig Eindruck gemacht haben. Mir jedenfalls vermochte mein Vater den Wunsch einzupflanzen, diese schöne Welt, zu der auch ich nahtlos gehöre, zu erforschen, um deren Einheit besser begreifen zu können. Und das wirkt heute noch! Nur hatte Wagner bei mir zu keiner Zeit das Monopol, Mozart gab's wohl allzeit, aber auch Beethoven und Tschaikowsky – immerhin.

Ausklang

Vater ist tot. Es wird keine neuen Geschichten mehr von ihm geben. Aber von mir gäbe es bereits welche, die man aufschreiben könnte, und wahrscheinlich werden noch ein paar dazu kommen. Nur können diese meine Geschichten nicht dieselben sein, keinesfalls, aber – und das lässt sich nicht verhindern – selbst wenn man es sich dringend wünschte: Vermutlich würden darin Spuren der Vatergeschichten ins Auge springen!



Vater Kalt bei der Gartenarbeit